

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Friedrich Dönhoff

*Ein gutes Leben ist
die beste Antwort*

*Die Geschichte des
Jerry Rosenstein*

Diogenes

Umschlagfoto aus Jerry Rosensteins Privataarchiv
Nachweis der Fotos im Bildteil:
›Synagoge von Bensheim‹ und ›Adolf Hitler besucht Bensheim‹
Quelle: Archiv Stadt Bensheim
›New York, Manhattan‹: *Freighter ships moving
up the East River past skyscrapers, 1946,*
Copyright © Andreas Feininger /
Time Life Pictures / Getty Images
Alle anderen Fotos stammen aus Jerry Rosensteins
und Friedrich Dönhoffs Privataarchiven

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2014
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/14/8/1
ISBN 978 3 257 06902 0

Bensheim, am 21. Mai 1927. An diesem Tag werde ich im südhessischen Bensheim an der Bergstraße geboren. Ich bin das dritte Kind und der dritte Sohn in der Familie. Meine Mutter, Sophie, hätte vielleicht lieber eine Tochter, aber das würde sie niemals zugeben. Sie liebt mich, und sie ist zufrieden mit ihrem Leben in der Kleinstadt, wo die Familie seit über zweihundert Jahren und vielen Generationen lebt. Mein Vater Max stammt aus dem nordhessischen Herleshausen und hat in Bensheim eine Polster- und Möbelfabrik aufgebaut. Die Geschäfte laufen gut, und meine Eltern können sich ein Haus mit großem Grundstück am Stadtrand leisten.

Bei der Arbeit im Haushalt hilft Luise, das Hausmädchen, und für uns drei Buben ist noch ein Kindermädchen da: Erna. Sie bringt uns morgens zur Schule, überwacht am Nachmittag die Hausaufgaben und bringt uns abends zu Bett. Unsere Eltern sind gläubig und fromm, bei uns wird koscher gegessen, und freitagabends und samstagvormittags gehen wir zum Gottesdienst in die Synagoge. Zur Belohnung dürfen Hans, Ernst und ich mit Erna samstags, nach der Synagoge, ins Café an der

alten Wassermühle gehen, wo es den besten Käsekuchen gibt.

Unser Haus liegt an einem Hang, direkt an der Darmstädter Straße, die von Heidelberg über Bensheim bis nach Darmstadt führt. Im Sommer spielen wir in einem riesigen Garten voller Bäume. Oft kommen Nachbarskinder zu Besuch. Im Winter fahren wir Schlitten und bauen Schneemänner. Schäferhund Bruno ist meistens dabei. Er ist ein friedliches Tier, aber eines Tages treiben wir es zu wild, und er beißt meinen Bruder in die Hand. Von da an sind wir vorsichtiger.

Ich bin sechs Jahre alt, als die Eltern beginnen, miteinander zu flüstern. Mutter ist oft nervös und mit den Gedanken woanders, Vater fährt ständig weg. Er sei in Holland, heißt es. Holland – ich habe keine Ahnung, wo das ist, aber es klingt märchenhaft.

Irgendetwas muss passiert sein. Obwohl Hans und ich schon alleine zur Volksschule gehen durften, begleitet uns jetzt plötzlich wieder das Kindermädchen. Erna fasst unsere Hände fester als früher, und wir gehen schnell. Sie sagt, so sei es sicherer, aber sie sagt nicht, warum. Unterwegs begegnen wir Nachbarn und Bekannten, von denen uns manche nicht mehr grüßen. Ernst soll jetzt nicht mehr auf das Gymnasium in der Wilhelmstraße gehen,

und als ich frage, warum, heißt es: Es geht ihm dort nicht gut. Er wechselt auf eine Schule in Darmstadt und fährt jeden Morgen in aller Frühe mit dem Zug. Erna bringt ihn zum Bahnhof und holt ihn ab, wenn er mittags zurückkommt. Niemand von uns Kindern darf mehr allein durch Bensheim gehen. Es ist zu gefährlich, heißt es. Aber warum das so ist, das sagt mir keiner. Ich sei zu jung, um das zu verstehen.

Am 20. März 1935 – ich bin schon fast acht Jahre alt – herrscht in der ganzen Stadt eine riesige Aufregung und Vorfreude. Die Stimmung ist ansteckend. Die Straßen sind geputzt und geschmückt, überall flattern Fahnen. Am Straßenrand und auf den Gehwegen versammeln sich begeisterte Menschen. Sie freuen sich, weil der Führer kommt. Auf seinem Weg von Heidelberg nach Darmstadt wird er auch durch Bensheim fahren und den Bürgern zuwinken.

Der Name des Führers ist mir geläufig, denn die Darmstädter Straße, die an unserem Haus vorbeiführt, ist erst kürzlich in Adolf-Hitler-Straße umbenannt worden. Und dieser Herr Adolf Hitler wird nun persönlich auf dieser Straße direkt an mir und unserem Haus vorbeifahren.

Ich warte mit den anderen Menschen am Straßenrand. Dann endlich kommt das Auto. Es ist

groß, das Verdeck offen. Da steht der Führer. Die Leute rufen ihm zu, strecken den rechten Arm in die Höhe, ihm entgegen. Sie lachen, und einige müssen vor Glück weinen. Ich bin ganz erfüllt von diesem Erlebnis. Die Menge geht auseinander, und ich laufe zurück ins Haus.

Meine Mutter steht im Wohnzimmer.

»Ich habe den Führer gesehen!«, rufe ich stolz.

Mutter sieht mich an, wie sie mich noch nie angesehen hat.

Dann gibt sie mir eine schallende Ohrfeige.

Sommer 2013. Die Ohrfeige von Bensheim liegt fast achtzig Jahre zurück. Wir sind auf der Autobahn nach Amsterdam, die Sonne knallt durch die Windschutzscheibe, es ist warm. Jerry sitzt auf dem Beifahrersitz und hält eine Wasserflasche in der Hand, eineinhalb Liter. Wir haben sie vorhin an der Tankstelle gekauft. Wenn er nicht davon trinkt, hat er sie neben sich auf dem Sitz. Das Wasser, sagt er, sei »wirklich sehr, sehr gut«.

Jerry ist von San Francisco zu Besuch nach Europa gekommen. Kennengelernt haben wir uns im vergangenen Jahr über gemeinsame Freunde. Wir sind miteinander im Gespräch geblieben. Jetzt wollen wir zusammen auf den Spuren seiner Vergangenheit reisen. Auf den Spuren jener Zeit, als er und seine Familie verfolgt wurden.

Wir treffen uns in Hamburg, wo ich wohne und genau vierzig Jahre nach Jerry geboren bin, im Jahr 1967, in einer Zeit des Friedens. In meiner Familie gab es Anhänger wie Gegner der Nationalsozialis-

ten, und solche, die sich irgendwo dazwischen bewegen. Mich interessiert diese Zeit und der Umgang mit den Folgen. Bei Jerry kommt noch etwas hinzu. Ich frage mich: Wie schafft er es, ein Leben ohne Hass und Bitterkeit zu führen, wo er doch in jungen Jahren so viel Unmenschliches und Grausames gesehen und erlebt hat? Wie schafft er es, nach dem Holocaust den Menschen noch so zugewandt zu begegnen? »*To survive the survival*«, hat Jerry neulich auf Englisch gesagt – darauf komme es an: auf das Leben nach dem Überleben.

Unser erstes Ziel ist Amsterdam, die Stadt, die in Jerrys Leben eine große Rolle spielt. Links und rechts gleitet die Landschaft vorbei, vereinzelt Häuser, ein Mann auf einem Trecker. Hinter uns drängelt jemand mit Lichthupe. Ich lasse den Raser vorbei.

Jerry dreht an der Klimaanlage. »Sind wir schon in Holland?«, fragt er.

Ein grünes Verkehrsschild, ja, wir sind bereits in den Niederlanden – die Grenze haben wir gar nicht bemerkt. Die Landschaft, die bisher nur platt war, ist hier, im Nordosten, ein wenig hügelig.

»Das sind die holländischen Alpen«, sagt Jerry.

Die Autobahn führt in einen Tunnel, der nicht enden will. Als wir wieder ans Tageslicht kommen, sind wir plötzlich in Amsterdam.

Wir müssen zum Museumsplein, dort liegt unser Hotel. Schmale Straßen, wenig Verkehr, überall Fahrradfahrer. »Das war schon früher so«, erinnert sich Jerry. In Amsterdam Auto zu fahren hätte schon vor dem Krieg als *politically incorrect* gegolten.

Er war seither ein paar Mal zu Besuch in der Stadt und kann sich gut orientieren. »Ist nicht schwer. Die Stadt ist so klein, da findet sich jeder schnell zurecht. – Da, fahr mal rechts.«

Nach einigen Umwegen haben wir das kleine *Museum Square Hotel* in der De Lairessestraat gefunden. Vor dem Hotel ist ein Parkplatz frei. Kein Wunder: An der Rezeption erfahren wir, dass der Stellplatz pro Tag 36 Euro kostet. Jerry zieht die Augenbrauen hoch.

»Sie können aber auch ein wenig außerhalb parken, da kostet es nur acht Euro«, erklärt die Hotelangestellte und fügt wie zur Entschuldigung hinzu: »Das sind nur drei Stationen mit der Tram.«

Jerry will sich den Luxus leisten, das Auto vor dem Hotel stehen zu lassen. Er lehnt sich ein wenig über den Empfangstresen, zwinkert der Frau zu und sagt mit gesenkter Stimme: »Die Börse war dieses Jahr so gut.«

Sie lacht, nennt uns noch die Daten für den Zugang zum Internet, dann beziehen wir unsere

Zimmer. Die Räume sind groß und haben einen weiten Blick über die Dächer. Jerry dreht sich einmal um die eigene Achse.

»Ist ja schön!«, sagt er.

Er wird es auf dieser Reise oft sagen.